

Eike Faber, **Von Ulfila bis Rekkared. Die Goten und ihr Christentum.** Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge, Band 51. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2014. 300 Seiten mit 5 Abbildungen.

Die vorgelegte Monographie ist eine überarbeitete Dissertation, die im Jahr 2013 in Potsdam eingereicht und von Pedro Barceló betreut wurde, mit Manfred Clauss als Zweitgutachter. Eike Faber formuliert in der Einleitung (S. 11–22) einen hohen Anspruch: Neue Aussagen über die Goten seien zu treffen (S. 11), eine »Neubewertung des Christentums der Goten im 4. Jahrhundert« sei zu erwarten (ebd.), da eine »angemessene Bewertung des gotischen Christentums« noch ausstehe (S. 12). Es überrascht jedoch, dass die Einsicht, »dass sich die homöische Theologie Ulfilas unter den Goten durchsetzte, weil er mit seiner Bibelübersetzung hierfür Voraussetzungen geschaffen hatte« (S. 13), da sich kein »gotischer Arianismus« als »arteigenes Christentum« durchgesetzt habe, als neue These bezeichnet wird. Sowohl von Seiten der Historiker (beispielsweise Walter Pohl) als auch der Kirchenhistoriker (beispielsweise Knut Schäferdiek; fehlt in der neueren Forschungsgeschichte S. 20–22) wird dies seit einigen Jahrzehnten vertreten. So liest man (S. 20) auch etwas verwundert, dass trotz aller nationalen und nationalsozialistischen Tendenzen die Studien von Ludwig Schmidt (*Die Ostgermanen* [München 1941]) und Heinz Eberhard Giesecke (*Die Ostgermanen und der Arianismus* [Leipzig 1939]) noch immer als Referenz genannt werden sowie die »gelungene« Textausgabe des Auxentius-Briefes von Friedrich Kauffmann von 1899 (im Literaturverzeichnis bei der Sekundärliteratur eingeordnet) ohne Erwähnung der neuen Editionen von Roger Gryson (*Sources Chrétiennes* 267 und *Corpus Christianorum. Series Latina* 87; vgl. auch S. 77 f.).

Auch die zweite These der Einleitung, dass es keinen Versuch gegeben habe, das gotische Christentum im eigenen Herrschaftsbereich allgemein verbindlich zu machen sowie dass es keine inhaltliche Weiterentwicklung des Gehalts des gotischen Christentums gegeben habe (S. 13), scheint eher den Stereotypen zu entsprechen, die der Autor eigentlich vermeiden wollte (S. 12). Der pauschale Hinweis auf »Unterschiede im Ritus« und Differenzen im »Credo« (S. 14) sowie auf

Anathematismen als »auswendig zu lernende Warnzeichen« wohl in der Katechese überspielt das kontrovers diskutierte Problem, welche Rolle die theologischen Erklärungen von Nizäa 325 und 381 und von Rimini (359 – homöisch) tatsächlich in der Liturgie und Katechese spielten. Es ist überdies nicht nachvollziehbar, weshalb sich aus der »identitätsstiftenden Funktion« des homöisch-gotischen Christentums (S. 13) automatisch ergibt, dass »der theologische Gehalt des gotischen Christentums weder eine besondere Bedeutung gewann, »noch kam es zu einer inhaltlichen Weiterentwicklung« (S. 13). Auch wäre zu klären, warum erst Gregor von Tours einen ausgeprägten Gegensatz zwischen den katholischen Franken und den »arianischen« Westgoten konstruiert, wenn schon die Westgoten selbst am homöischen Christentum als Merkmal gotischer Identität festgehalten haben (S. 17; auch S. 214–216). Eher spitzt Gregor schon vorhandene Deutungsmuster zu.

Das zweite Kapitel »Wer waren die Goten?« (S. 23–45; hier wird S. 25–29 noch einmal ein Abschnitt zur Forschungsgeschichte eingebaut) bringt recht traditionelle Überlegungen zur Ethnogenese und Wanderung der Goten von der Weichsel (Wielbark-Kultur) ins Donau- und Schwarzmeergebiet anhand von schriftlichen und archäologischen (S. 40–43) Zeugnissen. »Goten« seien eine »zusammengesetzte Gruppe«, »die sich ständig verändert«, was aber nicht bedeute, »dass sie gar nicht mit den Gutones zu tun hätten«, denn sie »gehörten im Lauf ihrer Geschichte mehreren archäologischen Kulturen an« (S. 45).

Das dritte Kapitel »Die Terwingen im 4. Jahrhundert« (S. 47–67) steht unter dem Vorzeichen der Einsicht von Herwig Wolfram: »Die Terwingen wurden, was sie waren, weil sie in direkter Nachbarschaft zu Rom lebten« (S. 47; vgl. S. 27). Das zeigt besonders der Abschnitt »Die Beziehungen zum Imperium Romanum« (S. 55–66), das genauso gut mit »Die Gotenpolitik Roms« überschrieben werden könnte. Faber behandelt die Abwehr der Gotenraubzüge unter Diokletian (S. 55 f.), den Foedus von Kaiser Konstantin (S. 55–63) und die Auflösung dieser Politik unter den Valentinianen (S. 63–66). Die Darstellung der Dynastie Konstantins erfolgt im Wesentlichen unter Berufung auf Fabers Doktorvater Barceló (Anm. 200, 204, 207 und 215), der Dynastie der Valentiniane nach Noel Lenski.

Das vierte Kapitel »Ulfila und das gotische Christentum« (S. 69–127) setzt zunächst mit Überlegungen zur vorchristlichen Religion der Goten ein (S. 69–76). Dass die Darstellung von Hirschen im Grabmal der Galla Placidia in Ravenna vornehmlich mit einer vorchristlich-germanischen Symbolik dieses Tieres zu verbinden ist, erscheint aber fraglich (S. 72). Auf den Seiten 76–83 wird Ulfilas Biographie berichtet. Die Darstellung der entscheidenden Jahre mit der Doppelsynode von Rimini und Seleucia 359 sowie Konstantinopel 360 bis zum Tod Ulfilas 383 (S. 82 f.) ist zu knapp und unübersichtlich; eine Berücksichtigung der neueren

Editionen (Athanasius Werke III: Dokumente zur Geschichte des arianischen Streites) hätte eher Klarheit gebracht. Die theologische Position des Ulfila als Homöer wird aus den Berichten der Kirchenhistoriker Sokrates, Sozomenus, Theodoret und Philostorgius, aus dem Bekenntnis des Ulfila und der Bibelübersetzung erhoben (S. 87–104). Erfreulicherweise differenziert hier der Autor zwischen Homöern, Arianern und Eunomianern. Korrekt ist auch, dass nicht alle gotischen Christen tatsächlich Homöer gewesen sind, wobei, wie er selbst bemerkt (S. 125), sicher nicht alle Goten »viel Zeit mit trinitätstheologischen Differenzen verwendet« haben. Denkt man auf dieser Linie weiter, wird es problematisch, die gotischen Märtyrer, auf die er ausführlich eingeht (S. 108–125), konfessionell zu verwerfen. Auch eine rein traditionelle Verbundenheit der Kappadokier mit Christen in Gotien ist beispielsweise möglich, um die Aufnahme der Märtyrer bei Basilios von Cäsarea zu erklären. Neben der Ulfila-Gemeinde und den Nizänern nennt der Autor als eine weitere christliche Gruppe noch die Audianer (S. 105). Diese sind aber nicht explizit nachweisbar und werden später auch von Faber nicht mehr behandelt. Eine Zusammenstellung der Abschnitte dieses Kapitels zur Ulfila-Gruppe (4, 2 – 4, 4; 4, 5, 2; 4, 6) wäre empfehlenswert gewesen.

Im fünften Kapitel »Von Adrianopel bis Toulouse« (S. 129–176) kommt der Verfasser auf seine eingangs (S. 16) genannte These zu sprechen, dass die Konversion der Westgoten nicht direkt mit dem Donauübertritt unter Kaiser Valens im Jahr 376 zu verbinden, sondern später geschehen sei, nämlich nach dem Foedus mit Kaiser Theodosius im Jahr 382. Faber schließt sich hier (S. 143) Thompson an (ohne den konkreten Literaturtitel zu nennen): »Es ist Thompsons Verdienst, [...] die Faktizität sowohl des gotischen Bürgerkrieges als auch der Konversion der Terwingen in Frage gestellt zu haben. Obwohl diese These nicht allgemein angenommen worden ist, behält sie doch ihre Gültigkeit.« Hier wäre eine Darlegung der Argumente hilfreich gewesen. Warum der von den Kirchenhistorikern »in die Welt gesetzte Kampf zwischen Athanarich und Fritigern« nur eine »Hilfskonstruktion« ist (S. 143), sich bei Eunapios dagegen zutreffende Beobachtungen (S. 144) finden, bleibt unklar. Zuzustimmen ist wohl der Beobachtung, dass die Goten unter den katastrophalen Bedingungen der Jahre 376–378 keine bleibende Konversion vollzogen haben können (S. 139). Warum kann es sich aber nicht um einen längeren Prozess in mehreren Schüben gehandelt haben, zudem Faber selbst – gegen Thompson (S. 109 f.) – eine gotische Christenverfolgung um 370 annimmt und ausführlich die Märtyrer (s. o.) behandelt?

Seine These begründet der Autor auf den Seiten 164–174. Dazu ist Folgendes zu sagen: Die Beschreibung der Goten nach Ezechiel 38 mit Gog (und Magog) bei Ambrosius, De fide 2 ist kein Beleg für ein Heidentum der Goten. (Der Verfasser selbst formuliert vage mit »lässt eine Deutung zu, die eine Mög-

lichkeit eröffnet«, S. 165.). Der als gotische Kleidung tragend beschriebene Julianus (sic!) Valens (Ambr., ep. Extr.c. 4,9 = ep. 2,9 der *Gesta concilii Aquileiensis* [CSEL 82,3 322,103–323,114 Zelzer]) ist wohl Bischof von Pettau gewesen – somit ist dieser Brief kein Beweis dafür, dass Ambrosius noch im Jahr 381 davon ausging, dass die Goten noch heidnischen Glaubens waren (S. 165; vgl. dazu Ph. von Rummel in: S. Brather [Hrsg.], *Zwischen Spätantike und Frühmittelalter. Archäologie des 4. bis 7. Jahrhunderts im Westen*, RGA-Ergh. 57 [2008] 45–64, hier 47). Da Faber nicht mehr Beweise bietet, hängt seine These in der Luft, dass die Konversion danach geschah, nämlich zwischen 381/382 und 390. Unklar bleibt unter diesen Vorzeichen auch die Präferenz für das Homöische, wenn die Konversion in einer Zeit der Anpassung an die neuen latinisierten Lebensverhältnisse im Römischen Reich und im Nachgang des Foedus mit dem nizänischen Kaiser Theodosius geschah.

Das exkursartige sechste Kapitel behandelt gotische Gemeinden in Konstantinopel (S. 177–193). Die beiden letzten Abschnitte thematisieren ›Toulouse. Die Westgoten in Gallien‹ (S. 195–218) und ›Toledo. Das spanische Westgotenreich bis zur Konversion Rekkareds‹ (S. 219–237). Eingeorde­net in die Darstellung des Westgotenreichs von Toulouse wird ein »gotisches Religionsgespräch« (S. 204–206) geboten. Dahinter verbirgt sich jedoch der Disput zwischen Maximinus und Augustinus in Hippe Regius, Nordafrika, von dem Faber selbst sagt, dass hier eigentlich keine Verbindung zum tolosianischen Reich bestand (S. 205). In der Tat, die Identität des Maximinus ist umstritten und sicher ohne Beziehung zum Westgotenreich; eher war er eine Art Armeebischof im Gefolge der Truppen des Sigisvultus, ohne wohl selbst ein Gote gewesen zu sein. Trotz des fehlenden Bezugs zum Westgotenreich wäre hier die Verwendung neuer Editionen und Kommentare zu diesem Disput wünschenswert (CChr.SL 57A 383–471 Hombert; Augustinus Opera Werke 48: *Antiarianische Schriften*, 154–245 Sieben); das betrifft auch die *Canones* der gallischen Konzile (CChr. SL 148 und 148A). Eine Lektüre dieses Disputs zeigt gerade nicht, dass Maximinus keine Interesse daran gehabt habe, »eine echte Debatte« zuzulassen, auch nicht, warum es eine »in ihrer Form unwürdige Auseinandersetzung« gewesen sein soll (S. 205). Die Religionspolitik unter Eurich und Alarich II. wird auf zweieinhalb Seiten zu pauschal dargestellt, auch wenn die Überlegungen zum Zusammenhang zwischen christlicher Konfession und politischer Loyalität sicher angebracht sind.

Knapp wird im Kontext des Reichs von Toledo die Synode von 580 (S. 226 f.) dargestellt, dass auf ihr ein erleichterter Konversionswechsel zum Homöischen beschlossen wurde durch eine einfache Liturgie, die durch Verzicht auf eine erneute Taufe nur eine Handauflegung, aber die traditionelle homöische liturgische Formel des ›Gloria Patri‹ (per filium in spiritu sancto) vorsah. Letzteres ist aber kein Bekenntnis und schon gar nicht eine Annäherung an das ›filioque‹ (S. 227).

Nach dem Literaturverzeichnis bietet die Monographie noch die *Passio Sabae Gothi* mit einer Übersetzung von Ulrich Heidbrink (S. 263–272), einige Begriffsdefinitionen (S. 272–279) sowie Abbildungen und ein Register (S. 280–300). Auf manchen Seiten finden sich unschöne Doppelungen (vgl. S. 39 zum Rückzug Aurelians; S. 180 zu Synesios Flugschrift); manches ist nicht kongruent (S. 61; 81 und 106 zur Delegation der Goten an Konstantin mit Ulfila). Das Literaturverzeichnis ist nicht konsequent alphabetisch geordnet und formal uneinheitlich. Neben veralteten Editionen gibt es bei mehreren Themen kaum neuere Forschungsliteratur (z. B. Kaiser Konstantin, Unruhen in Konstantinopel im Umfeld von Johannes Chrysostomus; Bekehrung Chlodwigs).

Insgesamt hinterlässt die Arbeit einen zwiespältigen Eindruck: Manches von dem, was zu Beginn groß angekündigt wird, ist selbstverständlich: die Goten waren Homöer, nicht Arianer; die Religion spielt eine politische Rolle und war identitätsstiftend. Anderes wiederum wird schlecht begründet: Zeitgenössische Quellen berichten bis 380 von den Goten als Heiden. Vieles ist referierend, was nicht ausbleibt bei dem Anspruch, auf 240 Seiten die Geschichte der Goten, vor allem der Westgoten, von den Anfängen bis zum Jahr 589 darzustellen. So ist es eine Dissertation, die sich sehr viel, eher zu viel vorgenommen hat. Eine Konzentration auf Teilaspekte wäre dienlich gewesen.

Wien

Uta Heil